

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

Achtung: Wald!

am 30. Oktober 2016 im Overbeck-Museum

von Dr. Katja Pourshirazi, Leiterin des Overbeck-Museums

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde des Overbeck-Museums,

„Achtung: Wald!“ – das ist eine ungewohnte und seltsame Warnung. „Achtung Baustelle!“, „Achtung Glättegefahr!“ – das ist uns schon eher vertraut. Aber begeben wir uns, wenn wir in den Wald gehen, in Gefahr? Müssen wir besondere Vorsicht walten lassen, um heil hinein und auch wieder heraus zu kommen? Selbst im schilderverliebten Deutschland ist ein Warnschild „Achtung Wald“ an Spazierwegen eher unüblich. Undenkbar ist es nicht. Die Autorin Antje Rávic Strubel beschreibt das Phänomen in ihrem neuen Roman mit dem passenden Titel „In den Wäldern des menschlichen Herzens“:

Schilder warnten vor den Gefahren der Wildnis. Die Besucher wurden daran erinnert, dass sie den Nationalpark lebend verlassen wollten, und deshalb aufgefordert, achtsam zu sein. [...] Ging es nicht meistens darum, unbeschädigt wieder herauszukommen, aus einem Auto, einem Bett, einer Krankheit, einem Traum? Ging es nicht, solange man lebte, darum, aus dem Leben unversehrt hervorzugehen?

Was wäre das also für eine Warnung: „Achtung: Wald“? Da könnte man auch gleich „Achtung: Leben!“ schreiben. Denn der Wald ist ein Teil

unseres Lebens. Er ist uns von klein auf vertraut. Wir wissen, wie er aussieht, wenn das Sonnenlicht durch das Blätterwerk fällt. Wir kennen das Rascheln von Laub und das Knacken der Äste. Wir wissen, wie es sich anfühlt, durch den Wald zu gehen. Ein Wald ist nichts Besonderes, im Gegenteil: Er ist das typisch deutsche schlechthin. Der deutsche Wald. Was soll uns daran noch überraschen, wovor müssten wir noch gewarnt werden?

Es lohnt sich, genauer hinzuschauen: Wann waren wir wirklich das letzte Mal im Wald? Leben wir nicht viel mehr mit einer Vorstellung vom Wald als mit dem Wald selbst? Stehen wir nicht sehr viel häufiger auf einem Parkplatz oder an einer Ampel, im besten Fall noch in einem Park mit gestutztem Rasen, als ausgerechnet im Wald? Nicht nur für Kinder, auch für uns ist der Wald eben doch das Besondere geworden, die Ausnahme.

Und gestehen wir es nur: Die Landschaft ist ein Fremdes für uns und man ist furchtbar allein unter Bäumen, die blühen, und unter Bächen, die vorübergehen. Allein mit einem toten Menschen ist man lange nicht so preisgegeben wie allein mit Bäumen.

Diese etwas düsteren Zeilen stammen von dem Dichter Rainer Maria Rilke. Er schrieb sie im Jahr 1903, aber sie haben nichts von ihrer Gültigkeit verloren, im Gegenteil. Die Natur wird uns immer fremder. Wir sind es nicht gewöhnt, mit ihr allein zu sein. Und unser sonntäglicher Waldspaziergang muss sich nur einmal zu sehr in die Abenddämmerung hinein ausdehnen, damit wir in der Dunkelheit merken, wie fremd und unheimlich der Wald sein kann. Sofort fühlen wir uns verloren. Warum

gibt es denn hier keine Straßenlaternen, verdammt? Keine Hauswände als schützende Begrenzungen rechts und links? Wir sollen wir uns orientieren? In einer Dunkelheit, die wir gar nicht mehr gewöhnt sind. Unter Geräuschen, die wir nicht einzuschätzen wissen.

Der Wald ist nicht nur Lebensraum, er ist immer auch ein Symbol für das Unheimliche gewesen, und auf manchen Bildern dieser Ausstellung werden Sie genau das sehen und spüren können: ein diffuses Unbehagen. Eine manchmal nur minimale Unschärfe, die uns unheimlich ist, obwohl doch „nur“ Bäume und zum Teil sogar auch Menschen auf den Bildern zu sehen sind. Scheinbar Vertrautes also. Aber nichts ist unheimlicher als das Vertraute, das uns fremd wird. Die Bilder in dieser Ausstellung konfrontieren uns mit dieser Fremdheit, indem sie uns ein Motiv zeigen, das wir zu kennen glauben und doch erst kennenlernen müssen.

Wer aus der unruhigen, lärmenden Stadt kommt, dem mag der Wald still erscheinen. Aber er ist nie ganz still, am Tage nicht, am Abend nicht und selbst in der Nacht nicht. Man muss nur auf das Leise und Leiseste achten, dann vernimmt man sie immer, die fremde, summende Musik des Waldes, die nie verstummt.

Der Worpsweder Schriftsteller Manfred Hausmann schrieb diese Zeilen. Sie machen deutlich, wie sehr wir erst wieder lernen müssen, den Wald wahrzunehmen. Mit einem zügigen Sonntagsspaziergang, von dem wir unbedingt vor Einsetzen der Dunkelheit wieder zuhause sein wollen, ist es nicht getan. Hausmann zeigt uns, wie intensiv, ja fast mikroskopisch wir

den Wald sehen und spüren können, wenn wir bereit sind, uns auf ein völlig neues Naturerleben einzulassen. Er schreibt:

Der Wald ruht in völliger Dunkelheit. [...] Und tief in der Dunkelheit, irgendwo im Unsichtbaren, ist ein lautloses Sickersn vorhanden: das Wachstum steigt in den Stämmen empor, ein Blatt entfaltet sich um ein kleines, ein anderes welkt am Rande ein, die Hülle eines Samens löst sich und schaukelt hinab, eine Zweigspitze ertastet sich einen neuen Raum [...], hier gewinnt etwas an Kraft, dort lässt eine Spannung nach, hier hebt ein Leben an, dort naht der Tod. Und alles zusammen ergibt das feine Strömen in der Stille, das man nicht hört und dennoch hört.

Diesen mikroskopisch-intensiven Blick, der alle Sinne mit einbezieht, eröffnen uns auch die Bilder von Konstantin Déry. In seinen meist großformatigen Werken zeigt er uns selten die Baumkronen, nicht das hoch Aufragende und Erhabene des Waldes, sondern das, was wir so gut wie nie wahrnehmen: den Waldboden. Dieses Gewirr aus trockenen Blättern, abgestorbenen Ästen, Steinen und Wurzeln. Diese unendliche Vielfalt an Formen und Farben, auf die wir achtlos treten, während wir die mächtigen Stämme und ausladenden Baumkronen ringsum bewundern. Hätten wir gewusst, dass es da überhaupt etwas zu sehen, geschweige denn zu malen gibt? Unser Blick muss erst lernen, die Schönheit des Bodens wahrzunehmen. Ich zitiere noch einmal aus dem Tagebuch von Manfred Hausmann:

Nach den Wochen, ja Monaten, in denen es nur verschneites und vereistes Land zu sehen gab, entdeckte ich heute unter einer Fichte das erste

Stückchen schneefreien Erdreichs in der Sonne. Ein bisschen verwelktes Gras, zerdrückt, mit Blättern dazwischen, Nadeln, Sand [...]. Völlig verwüstet. Man sollte nicht glauben, dass je wieder etwas dort grün würde. [...] Aber es roch schon, das Stückchen Erde, das nicht viel größer als zwei Handflächen war, nach Frühling. Ein unbekannter, bewegender Geruch. Nässe, Fäulnis, welches Laub, Erde. Ich blieb lange davor stehen: Waldboden.

Das Künstlerpaar Alice Stepanek und Steven Maslin, das seine Bilder übrigens bemerkenswerterweise gemeinsam malt, hebt dagegen den Blick. Hoch in die Baumkronen, in den Himmel, mit all den seltsamen Perspektiven, die entstehen, wenn wir von unserem kleinen Standpunkt aus nach oben schauen und nur Bruchstücke in den Blick bekommen. Den Teil eines Baumes. Einen Teil des Himmels. Bis ins All geht der Blick, so zumindest erscheint uns der fast magische Nachthimmel der Bilder: Er lässt uns spüren, wie klein wir auf diesem Planeten sind, und drückt damit unsere existenzielle Einsamkeit aus. Dass wir auf etlichen der Gemälde Menschen sehen, oft sogar in großen Gruppen, macht diese Einsamkeit nicht geringer, im Gegenteil. Es sind verschwommene, ferne, mit sich selbst beschäftigte Menschen, die weder miteinander noch mit uns als Betrachter in Kontakt treten. Wenn Rilke betont, wie allein wir unter Bäumen sind, dann lehren uns die Bilder von Stepanek und Maslin, wie allein wir auch unter Menschen sein können.

Wie flüchtig und vergänglich ein einzelnes Menschenleben mit seinen kurzen Begegnungen ist, wird hier umso spürbarer, weil immer Bäume mit im Bild sind. Bäume, die so viel verwurzelter und dauerhafter sind als wir.

Der Wald übt auch deshalb eine fast magische Wirkung auf uns aus, weil er weit über unser Leben hinaus, von einer fernen Vergangenheit bis in eine ferne Zukunft reicht.

Im Winde, der in den alten Bäumen rauscht, wachsen die jungen Wälder heran, wachsen in eine Zukunft, die wir nicht erleben werden.

So schreibt es Rainer Maria Rilke. Das macht den Wald in unseren Augen so erhaben, vielleicht auch so beruhigend: Dass er uns überdauert. Dass er dem Lebenszyklus des Werdens und Vergehens unterworfen ist und doch auf jeden Tod ein Neubeginn, auf jeden Winter ein Frühling folgt. Und plötzlich bekommt das warnende „Achtung Wald“ eine andere Bedeutung. Achtung ist ja nicht nur die Warnung vor einer Gefahr, es ist auch etwas, das wir anderen entgegenbringen können. Achtung vor dem Wald zu haben – auch das lehren uns die Bilder in dieser Ausstellung. Bewusst haben wir die aktuellen Arbeiten von Konstantin Déry und Stepanek und Maslin mit den Baumdarstellungen von Fritz und Hermine Overbeck kontrastiert. Das Waldmotiv ist ein zeitloses. Gerade deshalb spiegelt es unser wechselndes Verhältnis zur Natur wider. Natürlich: Unser Blick auf die Natur ist heute ein anderer als vor 120 Jahren. Und doch ist manches geblieben. Die Demut, die ein Künstler mitbringen muss, um sich in dieser Weise in den unendlichen Detailreichtum der Natur zu versenken. Die Überzeugung, dass der Künstler die Natur nicht übertreffen, ihr vielleicht nicht einmal gerecht werden kann. Dass er nur von ihr lernen, eigenes hinzufügen und aus der Mischung von beidem ein genuines Kunstwerk schaffen kann. Dass die Kunst ein ewiges Sich-Abarbeiten an der Schönheit der Natur ist.

Allen Kunstwerken in dieser Ausstellung kann man ansehen, mit wieviel Geduld und Demut sie entstanden sind. Wieviel Achtung die Künstler dem Wald entgegenbringen.

Man braucht Geduld mit der Natur, auch mit der menschlichen.

So bringt es die Autorin Antje Rávic Strubel auf den Punkt. Eine Wahrheit, die wir uns gar nicht oft genug vor Augen führen können. Und so hoffe ich, dass Sie beim Gang durch diese Ausstellung eben gerade nicht „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen“, sondern dass die Kunstwerke Ihnen die Augen öffnen für das, was wir von der Kunst, aber auch von der Natur lernen können. Die Sensibilisierung unserer Wahrnehmung, die wir hier erfahren, beschränkt sich nicht auf die Kunst und auch nicht auf den Wald. Die können wir mitnehmen in alle Bereiche unseres Lebens. Wir brauchen diese Sensibilität bei all dem, was in der Welt um uns herum geschieht. Bei allem, was nach unserer Aufmerksamkeit, unserer Wahrnehmung und unserer Humanität verlangt. Denn wir sollten den zeitlos gültigen Satz Bertolt Brechts nicht vergessen:

Was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!